

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 7: 7

Artikel: Ich wurde kein zweiter Rockefeller, und doch...
Autor: Fischer, Joe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

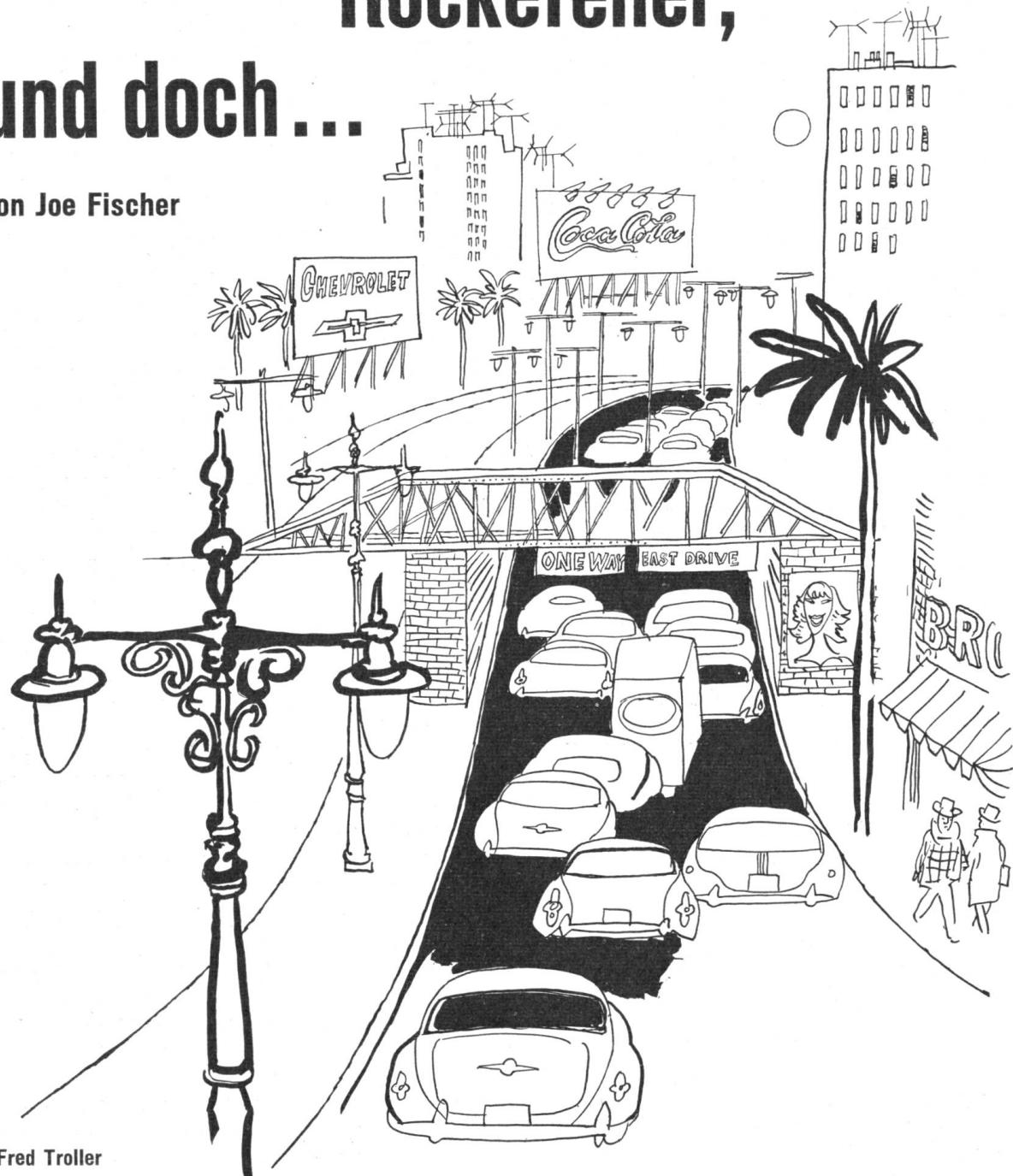
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich wurde kein zweiter Rockefeller, und doch...

Von Joe Fischer



Fred Troller

DER Morgennebel lichtete sich, als die «Queen Elizabeth» langsam der Küste näher kam. In der Ferne tauchten die Umrisse der «Statue of Liberty» auf, und am Horizont

begann sich die bekannte «skyline» von New York abzuzeichnen. Ich war wieder in Amerika!

Wie lebhaft erinnerte mich dieser Anblick an jenen Frühlingsmorgen im Jahre 1948, als

ich zum erstenmal nach Amerika fuhr. Damals: ein großes Abenteuer, der Beginn eines neuen Lebens. Ja, wie ganz anders heute. Die USA waren für mich vom Land der Träume zu lebendiger Wirklichkeit und seine Bewohner zu Freunden geworden, deren Lebensgewohnheiten ich angenommen und schätzen gelernt hatte. Wohl waren einige Illusionen, die ich bei meiner ersten Ankunft hegte, zerflossen, dafür hatte ich in diesem Erdteil von mir nie erwartete Werte und Schönheiten entdeckt. Erst jetzt verspürte ich, wie sehr mir Amerika zur zweiten Heimat geworden ist. Ich empfand nicht das Gefühl, in die Fremde, sondern in die Heimat zurückzukehren.

New York, diese Riesenstadt, bezaubert immer wieder. Und doch, so sehr sie in der ganzen Welt als der Inbegriff des Landes gelten mag, verkörpert sie nicht Amerika, vielmehr eine Art Super-Amerika, in welchem die Schattenseiten zu sehr in den Vordergrund treten: die widernatürliche Hast, der harte Existenzkampf, die Rücksichtslosigkeit dem Mitmenschen gegenüber und die Unpersönlichkeit der menschlichen Beziehungen. Dies alles macht keineswegs das Amerika aus, das ich kennengelernt habe. Das wahre Amerika liegt nicht am Broadway, sondern an der Main Street einer kleinen Stadt in Texas, in den Wäldern der Smoky Mountains, in den Kornfeldern des Mittleren Westens.

Nochmals besuchte ich meine ehemaligen GI-Freunde in La Porte, Indiana, und in Omaha, Nebraska, die mir in all den Jahren ihre treue Freundschaft bewahrt hatten.

In Omaha kaufte ich mir einen Occasionswagen. Ich glaubte auf diesem Gebiet einige Erfahrungen erworben zu haben, war dies doch bereits Wagen Nr. 4 meiner automobilistischen Laufbahn. Unterwegs stellte es sich dann allerdings heraus, daß mein Auto nicht, wie mir der Verkäufer versichert hatte, nur von einer alten Dame zur Kirche gefahren worden war. Die Kupplung ruckte, das Kühlwasser kochte, und die Bremsen funktionierten nicht richtig.

Aber ich hatte genügend von der amerikanischen Mentalität angenommen, um mich nicht über den Verkäufer aufzuregen, sondern mir einzustehen, daß meine automobilistischen Kenntnisse eben noch etliche Mängel aufwiesen, und mir innerlich zu versprechen, beim nächsten Kauf aus den gemachten Erfahrungen die nötigen Lehren zu ziehen.

An einem kalten März morgen startete ich

Der Verfasser wirkte während zweieinhalb Jahren für die amerikanischen Urlauber als Reiseführer. Er machte sich dabei unter den Tausenden von GI's so viele Freunde, daß er im Frühjahr 1948 nach den USA auswanderte. Seither sind im «Schweizer Spiegel» bereits zwei Artikel über seine Erlebnisse in Amerika erschienen.

Hier ist sein letzter Artikel im «Schweizer Spiegel». Joe Fischer hat gewählt und Amerika zu seiner zweiten Heimat erkoren.

in Omaha, Nebraska. Ziel: Kalifornien. Distanz: 3000 km. Wie die meisten amerikanischen Automobilisten übernachtete ich in den Motels am Rande der großen Städte. Ein Motel — die Zusammenfassung von Motor-Hotel — besteht aus einer Gruppe von einzelnen Bungalows mit Garage, verbunden mit einem Restaurant und oft einem Schwimmbad. Das Übernachten ist dort billig und vor allem einfach, da man alles Gepäck im Wagen lassen kann.

Am zweiten Tag geriet ich in Texas in einen Sandsturm. Stundenlang prasselte der feine Sand wie Hagel auf meinen Wagen, und ich erwartete den wenig erhebenden Augenblick, wo sich der gesamte Lack meines Wagens langsam in den Ebenen Texas' verlieren würde.

Nach vier Tagen erreichte ich die Grenze des Staates von Kalifornien. Dies ist die einzige Staatsgrenze, wo eine Kontrolle gemacht wird. Papiere werden nicht kontrolliert, dafür aber wird das Gepäck nach Früchten und Pflanzen untersucht, deren Einfuhr wegen Einschleppungsgefahr von Pflanzenschädlings streng verboten ist.

Die Gegend sah gar nicht nach Kalifornien aus, wenigstens nicht so, wie ich es von Bildern und Beschreibungen her kannte. Schon gleich nach Blyth, einer oasenähnlichen Stadt, die von großen Dattelplantagen umgeben ist, tauchten Warnungstafeln auf. «Kaufen Sie Ihr Benzin hier. Letzte Gelegenheit für die nächsten 150 km!», oder «Vergessen Sie Ihren Wassersack nicht! Kein Trinkwasser für 150 km.» Wer diese Warnungstafeln nur als billige Reklametricks betrachtet, kann auf unangenehme

Art eines Bessern belehrt werden: es sind wirklich 150 km bis zur nächsten Tankstelle. Und dazwischen liegt eine der heißesten Gegenden dieses Kontinentes. Ich weiß nicht, wie hoch dort die Temperatur im Sommer ist, aber an jenem Märztag betrug sie 50 Grad im Schatten, nur daß es keinen solchen gab. Die Strecke wird von der Polizei patrouilliert, doch selbst eine kurze Panne kann bei dieser Hitze recht unangenehm sein.

Nach dieser öden und trostlosen Wüstenfahrt wirkte Riverside, die erste größere kalifornische Stadt, wie eine Wohltat. Breite, von Palmen umsäumte Straßen, die weißen Häuser mit dem spanischen Einschlag, umgeben von blumenübersäten Gärten, die Leute in leichten Sommerkleidern oder Shorts, braungebrannt, fröhlich und lachend. Das war nun das Kalifornien, von dem ich geträumt hatte.

* Hier möchte ich bleiben *

Nach fünf Tagen erreichte ich das Ziel meiner Reise: Los Angeles. Wie froh war ich über das von Bekannten besorgte nette Zimmer. Es war groß, besaß ein eigenes Bad und lag in einer ruhigen Gegend. Ich bezahlte 40 Dollar Miete pro Monat, was für schweizerische Verhältnisse sicher viel ist. In Amerika ist dies aber der durchschnittliche Preis, den man für ein Zimmer bezahlen muß. Da die Mietzinse hier im allgemeinen hoch sind und der Amerikaner in bezug auf Komfort große Ansprüche stellt, gibt er oft bis zu 50 Prozent seines Einkommens für Miete aus.

Die hohen Mietzinse sind auch der Grund, weshalb der Amerikaner, sobald wie nur möglich, sein eigenes Häuschen kauft. Dies wird ihm vor allem durch das übliche Abzahlungssystem erleichtert. Mildes Klima erlaubt einen sehr leichten Bau der Häuser. Keller werden nicht gebaut. An deren Stelle treten die großen Kühlschränke und die Freezers (Tiefgefrierschränke für gefrorenes Gemüse und Fleisch). Als Fundament wird ein Betonmäuerchen erstellt, und darauf kommt das Haus aus Holz. Das Ganze wird dann entweder mit schönem Holz verkleidet, oder es folgen Dachpappe und Drahtgeflecht und schließlich ein Zementverputz. In ein paar Tagen läßt sich ein solches Haus im Rohbau erstellen. Diese Bauweise ist billig und hat sich hier bewährt. Mit einer Anzahlung von 1000 bis 1500 Franken

kann ein neues 5-Zimmer-Einfamilienhaus gekauft und der Rest in monatlichen Raten während der nächsten zwanzig Jahre abbezahlt werden. Die billigen Häuser (Preis zirka 10 000 Dollar) mit niedriger Anzahlung befinden sich natürlich in großen Siedlungen an der Peripherie, oft 30 bis 40 km vom Stadtzentrum entfernt. Dank der großen Autobahnen ist es aber doch den meisten Leuten möglich, in etwa einer halben Stunde zum Arbeitsplatz zu fahren, also ohne mehr Zeitaufwand, als wenn man bei uns in einem Außenquartier wohnt.

Bei den Siedlungen versucht man den Eindruck von Serienfabrikation zu vermeiden. Gewundene Straßen, verschiedene Baupläne, verschiedene Außenfarben ermöglichen eine gewisse Abwechslung.

Von Los Angeles war ich schon am ersten Tag begeistert. Das milde Klima, der blaue Himmel, die südliche Vegetation, die Unbekümmertheit der Bevölkerung gaben ihm fast den Eindruck eines Ferienortes. Mit seinen villenübersäten Hügeln erinnerte es mich ein wenig an meine Heimatstadt Zürich, sogar die schneedeckten San Bernardino Mountains in der Ferne sahen etwas wie die Voralpen aus.

Kein Wunder, daß ich mich schon bald entschloß, hier zu bleiben. Bereits am dritten Tag machte ich mich auf die Stellensuche. Da ich nun Referenzen von amerikanischen Firmen hatte, war das Suchen einer Stelle erheblich einfacher. Amerikanische Firmen messen Referenzschreiben ausländischer Firmen, auch wenn sie noch so gut lauten, nur wenig Bedeutung zu. Ich bewarb mich um eine Stelle bei der «Bank of America». Mit ihren 600 Filialen und 16 000 Angestellten gilt sie als die größte Bank der Welt. Ich wurde interviewt, mußte eine Eignungsprüfung bestehen und wurde zur ärztlichen Untersuchung geschickt. Die Eignungsprüfung bestand aus einfachen Rechenproblemen, wie Addition, Subtraktion, Division und Multiplikation. Die «Resultate» waren bereits errechnet, und die Aufgabe bestand darin, festzustellen, welche Resultate richtig und welche falsch wären. Es galt, in möglichst kurzer Zeit so viel Probleme wie möglich nachzurechnen. In einem zweiten Teil der Prüfung wurden Denkaufgaben gestellt, wie wir sie bei uns in den Schulbüchern finden. Und schließlich galt es, einen Aufsatz über: «Was ist das Ziel in Ihrem Leben» («What do you expect from life») zu schreiben.

Meine Referenzen wurden eingehend geprüft, sogar für eine Ferienstelle, die ich vor langer Zeit einmal innegehabt hatte, mußte ich den nötigen Nachweis erbringen, weil natürlich jede Stelle auf einer Bank als Vertrauensposten betrachtet wird.

Nach ein paar Tagen erhielt ich dann telefonischen Bericht, daß ich mich in der Filiale am Sunset Boulevard in Hollywood zum Dienstantritt melden solle.

*** Ein Gang zur Bank ***
gehört zu den täglichen Obliegenheiten

Schon nach einer Woche «Lehrzeit» stand ich am Schalter. Die Lehrzeit bestand darin, während dreier Tage einen Arbeitskollegen am Schalter zu beobachten und für weitere drei Tage am Schalter unter Aufsicht zu arbeiten. Dann wurden mir 5000 Dollar übergeben, eine Art Betriebskapital, und ich war am Schalter allein. Es mag vielleicht etwas unverständlich klingen, daß man einem «grünen» Angestellten so viel Geld anvertraut, doch kommen Diebstähle von Angestellten selten vor. Dafür sorgen gewisse Sicherheitsmaßnahmen, wie häufige Stichkontrollen usw. Begeht aber ein Angestellter trotzdem eine Veruntreuung, dann besitzt die Bank in ihren Personalakten einen kompletten Steckbrief des betreffenden Angestellten inklusive Fotos von drei Seiten und Fingerabdrücke von allen zehn Fingern.

Größere Verluste erleidet die Bank bei den häufigen Überfällen. Solche, wie man sie in den Filmen sieht, mit Maschinengewehren und schwarzen Masken, kommen zwar kaum mehr vor. Die Verbrecher operieren weniger aufsehenerregend. Plötzlich taucht ein «Kunde» auf, der statt einer Geldeinlage einen Revolver aus der Tasche zieht und dem Schalterbeamten mit kaum hörbarer Stimme befiehlt, alles Bargeld in den bereitgehaltenen Papier-sack zu legen. Um solche Raubversuche zu vermeiden, haben nun verschiedene Banken Einrichtungen installiert, bei denen in derartigen Fällen auf einen Druck sämtliches Bargeld in einen Tresor im Keller fällt. Es gehört natürlich zu den Höhepunkten im Leben eines Schalterbeamten, wenn er mitten im größten Hochbetrieb irrtümlich diesen Mechanismus betätigt und dem Publikum buchstäblich mit leeren Händen entgegentritt. Bei mir verging keine halbe Stunde, bis ich

mein Geld im Keller abholen konnte, und ich halte damit in unserer Filiale den Rekord.

Die amerikanischen Banken sind nicht die «geweihten Hallen», wie man sie in Europa kennt. Weil hier fast jedermann ein Bankkonto besitzt, gehört ein Gang zur Bank zu den täglichen Besorgungen. Wenn immer möglich wollen die Kunden nur vom selben Schalterbeamten bedient werden, und dies gibt natürlich persönlichen Kontakt.

Da unsere Filiale in einem Villenquartier liegt, gehören verschiedene Filmstars zu unseren Kunden. Mit wenigen Ausnahmen sind auch die bekannten Stars umgängliche Leute geblieben, die gerne ein paar Worte plaudern und denen es Freude zu machen scheint, sich geben zu können, wie sie wirklich sind. So kommt z. B. Edward G. Robinson selten in die Bank, ohne an meinen Schalter zu kommen, um sich auf Deutsch zu unterhalten. Oder der bekannte Komponist Igor Strawinsky verabschiedet sich immer statt mit dem amerikanischen «Good by», «So long» oder «I'll be seeing you» mit Händedruck.

Meine Sprachkenntnisse kommen mir oft zugute. So wollte kürzlich ein Russe, der kein Wort Englisch sprach, ein Konto eröffnen. Da ihn niemand verstehen konnte, landete er schließlich an meinem Schalter, wo wir uns letzten Endes auf Deutsch verständigen konnten. Er war während des Krieges in deutscher Gefangenschaft gewesen. Seither habe ich den Nimbus, auch Russisch zu sprechen!

Die Arbeit auf der Bank ist interessant und abwechslungsreich. Wegen der verschiedenen Vorteile, wie Lebensversicherung, Krankenkasse, Pensionsberechtigung, welche die Banken bieten, sind die Löhne niedriger als in andern Betrieben. Ich verdiene kaum wesentlich mehr, als ein Bankbeamter meines Alters auch in der Schweiz verdient. Aber ich kann mit meinem Einkommen hier gut leben und mir die Annehmlichkeiten des amerikanischen Lebens, wie Auto und Fernsehapparat, leisten.

Wenn ich auf meine bisherigen Amerikajahre zurückblicke, so sehe ich weder einen meteorhaften Aufstieg hinter noch einen Millionenbesitz vor mir. Aber gerade damit bin ich wahrscheinlich ein typischer Fall eines Auswanderers. Die Hauptsache ist: ich habe das Gefühl, vorwärts zu kommen, und hege jenes Vertrauen in die Zukunft, das jedem Amerikaner eigen ist und welches Amerika groß gemacht hat.

Meinen Schweizer Freunden in den USA
 * erging es ähnlich wie mir *

Wenn ich die Laufbahnen meiner Freunde, die mit mir aus der Schweiz nach Amerika ausgewandert sind, betrachte, stelle ich fest, daß diese ähnlich wie die meine verlaufen. Keiner ist auch nur von ferne ein zweiter Rockefeller geworden, aber alle ohne Ausnahme haben hier ein befriedigendes Auskommen gefunden. Auch wenn es ihnen zeitweilig weniger gut ging, glaube ich doch nicht, daß sie

je daran dachten, in die Schweiz zurückzukehren. Warum? Weil einem Amerika ins Blut übergeht.

Mit meinen Schweizer Freunden bin ich immer noch in engem Kontakt, wenn uns auch das Schicksal in alle Teile der USA verweht hat.

F. B., Sohn eines Gärtners im Zürcher Oberland, hat eine erlebnisreiche geschäftliche Vergangenheit hinter sich. Er begann auf einer Farm in Laredo, Texas. In Houston arbeitete er in einem Lagerhaus, verkaufte Zeitschriften und Versicherungen, arbeitete in einem

Da musste ich lachen...

Als Lina Bögli in den Buchsbergen, im bernischen Oberaargau, ihre einfache Dörfsschule absolviert hatte, wäre es ihr Wunsch gewesen, als Schülerin ins bernische Lehrerinnenseminar in Hindelbank einzutreten. Aber ihr Lehrer redete ihr das aus und meinte: «Lue, Lina, was wosch du is Seminar? Du bisch nüt u chäsch nüt u wirsch dyr Läbtig nüt, gang du lieber in e Stell, wo du dys Läbe chasch verdiene!»

So mußte Lina auf ihren Seminarwunsch verzichten. Wir wissen aber, daß sie es mit dem starken Willen und der Energie, die das körperlich klein geratene Persönchen erfüllten, später doch durchsetzte, in Neuenburg das Diplom als Sprachlehrerin zu erwerben, das ihr den Weg in angesehene Institute und Familien des Auslandes als Erzieherin öffnete. Und als sie genügend Geld verdient hatte, fuhr sie nach Australien, wo sie ihre zehnjährige Reise um die Welt begann, die sie in ihrem in viele Sprachen übersetzten Buch «Vorwärts» so meisterhaft und anschaulich geschildert hat. Als sie dann von ihrer Reise zurückgekehrt war, hatten wir das Vergnügen, sie darüber in der Mittwochgesellschaft ihres Heimatortes erzählen zu hören. Nach dem Vortrag saß man zusammen, um die Heimgekehrte in kleinerem Kreis etwas zu feiern. Auch ihr ehemaliger Lehrer war dabei, der immer noch an der gleichen Schule tätig war. Er begrüßte seine ehemalige Schülerin in einer kleinen Ansprache und meinte selbstbewußt: «I ha s gäng gseit, us üsem Lina wird de no einisch öppis!»

Da mußten wir, die wir aus Lina Böglis eigenem Munde wußten, wer sie aus ihrem Seminarraum seinerzeit jäh geweckt hatte, doch ein wenig auf den Stockzähnen lachen. Aber die jetzt welterfahrene Lina Bögli hatte in ihrer Klugheit und Schlichtheit dem ehemaligen Lehrer doch viel Dankbarkeit bewahrt und nahm seine wenn auch etwas verspätete Anerkennung mit viel Liebreiz entgegen.

H. D.

Ölfeld, transportierte Nitroglyzerin, und heute ist er Hilfspilot bei einer Fluggesellschaft.

F. H. arbeitete als Koch in einem Hotel in New York und übernahm dann eine Stelle als Koch in Los Angeles. Heute ist er mit 23 Jahren Besitzer eines bekannten Restaurants in Beverly Hills, dem Zentrum der Filmkolonie.

K. W., Straßenbau-Ingenieur mit dem Diplom des Polytechnikums, lernte ich in Houston kennen. Er überwachte dort den Bau von Kanalisationssanlagen, doch befriedigte ihn, der von Brücken und Autobahnen träumte, diese Arbeit nicht. Er verließ seine Stelle und verkaufte Dampfkochtöpfe von Haus zu Haus. Heute ist er wieder als Ingenieur tätig und hat sein Ziel erreicht: er arbeitet am Bau des Pennsylvania Turnpike, einer Autobahn, mit.

H. H. war als Konditor im Shamrock Hotel in Houston tätig. Er hat sich mit einer Amerikanerin verheiratet und ist Vater zweier Kinder. Kürzlich hat er seine eigene Konditorei eröffnet, die bei der Vorliebe der Amerikaner für Schweizer Patisserie zweifellos ein Erfolg sein wird.

U. P. war als Serviertochter in einem Schweizer Restaurant in Beverly Hills tätig. Da die Amerikaner im allgemeinen generös mit Trinkgeldern sind, verdiente sie gut. Sie wohnte zusammen mit einer andern Schweizerin in einem feudalen Apartmenthouse mit Schwimmbad. Nun hat sie sich mit einem Amerikaner verheiratet. Ihr Mann arbeitet im Büro der Beverly-Hills-Polizei und fand Zeit, die ganze Schweizer Geschichte so eingehend zu studieren, daß er uns alle mit seinen Detailfragen in Verlegenheit bringt. Er hat in so kurzer Zeit jassen gelernt, daß es uns gar nicht erstaunen würde, wenn er nächstens auch noch Schweizerdeutsch sprechen würde.

A. C., in Zürich bei einer Versicherungsgesellschaft tätig gewesen, arbeitete gleichzeitig mit mir in Houston. Seit zwei Jahren befindet er sich ebenfalls in Los Angeles. Er arbeitet in der IBM-Lochkarten-Abteilung eines bekannten Seifenkonzerns. Daneben besucht er noch Kurse für Petroleum-Engineering an der Universität. Vor einiger Zeit hat er sich einen großen Wagen gekauft und bar bezahlt. So eine ungewöhnliche Transaktion erregte erhebliches Aufsehen in einem Geschäft, wo die kleinste Anzahlung fast zur Selbstverständlichkeit gehört.

Wir jungen Schweizer treffen uns oft im Hause der Familie Kilchmann, wo es immer

so echt schweizerisch zugeht, daß man sich in der Heimat zu befinden glaubt. Die Tochter, eine Studentin an der Uni, hat vor zwei Jahren zum erstenmal die Schweiz besucht und überraschte dort jedermann mit ihrem perfekten Schweizer Dialekt.

Hr. K. ist vor dreißig Jahren nach Amerika gekommen und arbeitete zuerst als Knecht auf verschiedenen Betrieben. Heute besitzt er eine große Farm mit 170 Kühen, und schon oft sind ihm für sein Land Preise angeboten worden, die ihn zum begüterten Mann machen würden. Bisher hat er aber all diesen Angeboten widerstanden, er ist ein Farmer und will Farmer bleiben.

So ist es denn meinen hiesigen Schweizer Bekannten ausnahmslos gut ergangen. Dabei wissen wir alle, daß wir jederzeit füreinander einstehen würden, wenn einer von uns einmal in Not geraten sollte.

Was ich und meine Schweizer Freunde in den USA besonders schätzen, ist die Abneigung der Amerikaner gegen jede Formalität. Vor allem aber, daß es nirgends so leicht fällt wie hier, mit den Menschen schnell in persönlichen Kontakt zu kommen. Ich habe den Eindruck, daß eines der Geheimnisse der Lebensfreude und der Geschäftserfolge der Amerikaner ihre ständige Bereitschaft ist, jemandem einen Dienst zu leisten, sei es nun in Form eines Empfehlungsschreibens, einer Einführung oder einer andern Gefälligkeit. Dazu kommt ihre Großzügigkeit im Geschäfts- wie im Privatleben, die auch auf die Schweizer hier bald abfärbt.

Die meisten meiner Schweizer Freunde sind noch nicht verheiratet, obschon sie sich im heiratsfähigen Alter befinden. Wir finden die Amerikanerinnen gut aussehend, ja sogar «glamorous», interessant und unterhaltsam, doch scheint ihnen nach unsren Begriffen eine gewisse Wärme zu fehlen.

Ich bin sehr glücklich, bei meinem kürzlichen Schweizer Aufenthalt eine Schulkameradin wiedergefunden zu haben. Trotzdem wir uns seit manchen Jahren nicht mehr gesehen hatten, wußte ich vom ersten Augenblick an, daß dies die Frau war, nach der ich so lange vergeblich gesucht hatte. Wir verlobten uns noch vor meiner Rückreise in die USA, und ich erwarte nun meine zukünftige Frau, um mit ihr zusammen dort, wo ich vor sechs Jahren begonnen habe, an unserer gemeinsamen Zukunft in Amerika weiterzubauen.